

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: - (1951)

Artikel: Die Dornen-Quelle (La Fontanella dei Pinci)
Autor: Steinmann, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE DORNEN-QUELLE

(La Fontanella dei Pinci)

Novelle von August Steinmann

Im kleinen, auf den Trümmern eines gewaltigen Bergsturzes ruhenden Dorfe Gricegno saßen der Pfarrherr, Don Marco Berta, und Signor Bartholomeo Pometta, der Lehrer, in der bescheidenen Wirtschaft der Nona Biandi beim Schach. Obwohl der Frühling bereits auch die Einsamkeit des Bergnestes erreicht hatte, lag dieses schon früh am Abend in der Dämmerung. Denn hohe Berge wehrten dem Glanz der enteilenden Sonne, das Häuflein schlichter Häuser zu verklären. Schwere Schatten senkten sich schon über das Dorf, wenn draußen in der weiten, offenen Ebene alles noch im Abendlichte lag und jenseits des großen Sees bald da, bald dort Fenster aufblitzten, als wären goldene Sterne zur Erde gefallen. Wohl blühten auf der Allmend von Gricegno bereits wohlriechende Veilchen und honigsüße Primeln, und der Duft der erwachten Erde schwebte aus den wenigen und kleinen Rebgärten hinüber zu den derb gemauerten, grauen Granithäusern.

Das Spiel zwischen Don Marco und Maestro Pometta war unentschieden ausgegangen. Die beiden Männer besprachen noch einmal den Verlauf der Partie, und ein jeder gab zu, wenn er diesen oder jenen Zug unterlassen und einen andern getan hätte, wäre der gegnerische König mattgesetzt worden; oder wenn hier ein Turm und dort ein Läufer eingesetzt worden wäre, hätte die Königin ausgeschieden werden können. Signora Nona, die vom Kamin aus dem Spiele gefolgt war, weil auch sie in der Kunst auf dem Königsbrett nicht schlecht bewandert war, füllte die

schweren, dicken Gläser der beiden Gäste nach. Wiederum wurden die Figuren aufgestellt. Im Kamin tanzten kleine, blaue Flammen um einen glühenden Holzbrocken. Nichts störte die Stille um die drei Menschen. Signora Nona hatte die kleine Lampe angezündet, unter deren Lichtkreis das edle Spiel die beiden Männer vergessen ließ, in welcher Weltabgeschiedenheit sie zu wirken hatten. Don Marco war früher Professor der Theologie an einem Seminar unten in der Po-Ebene gewesen. Aber die Liebe zu den Leuten in den heimatlichen Bergtälern hatte ihn in das Vaterland zurückgeführt, und um Gotteslohn war er Curato in Gricegno geworden. Aber auch in der bescheidenen Soutane war er Don und il Professore. In seinen und Maestro Pomettas Händen lag das Schicksal der vom Aussterben bedrohten Fraktion; jener wies den Frauen und Männern den Weg zur Seligkeit im Himmel; dieser lehrte die Kinder lesen, schreiben und rechnen und erläuterte den Buben die Grundgesetze des Vaterlandes, des Kantons und der Kommune.

In das Dorf Gricegno kamen selten Fremde. Diese betrachteten staunend die dem Zerfall ausgesetzten Steinhäuser; sie schauten neugierig in die dunklen Gänge und Küchen, fragten nach Altertümern und erkundigten sich nach Maria Rusca, von der es heiße, sie spinne noch nach alter Sitte und sei beinahe hundert Jahre alt. Aber die Leute von Gricegno sind schweigsam. Was sollen sie sich um die Menschen kümmern, die aus der Stadt heraufkommen, um sie auszufragen über Dinge, die doch so selbstverständlich und alltäglich sind, wie der stille Wandel der Zeit am Fuße der Corona dei Pinci! Das ist der Name des hohen, fast senkrecht sich erhebenden Berges über dem Dorfe. Wenn Don Marco vom Schachbrett aufblickte, sah er durch das enge Fenster die Corona; wenn Maestro Pometta einen Schluck tat, bot sich ihm über das Glas hinweg

dasselbe Bild; und Signora Nona konnte vom Kamin aus in den Holzschlag hineinschauen, aus dem der jetzt in Glut auseinanderbrechende Block stammte. Corona dei Pinci – du geheimnisvoller Name! Dem Berge gegeben zum ewigen Gedenken an die Dornenkrone, die der Erlöser am Kreuze trug. Und aus – alles Tun und Lassen führender – Frömmigkeit hatten die Vorfahren die einzige Quelle von Gricegno, die aus den Felsen des Berges bricht, Fontanella dei Pinci getauft: Brunnlein der Dornen. Es hat mit dieser Quelle eine besondere Bewandtnis. Wer schweren oder auch hitzigen Gemütes ist, soll daraus trinken, um wieder gesund an Leib und Seele zu werden.

Item – Don Marco verlor auch diesmal die Partie. Sein König mußte sich der Königin Pomettas ergeben. Die beiden Männer rückten ihre niederen Sessel an den Kamin, und ihr Gespräch kam auf die bescheidenen Ereignisse der Fraktion. Die Antonia Peretti habe in der vergangenen Nacht eine schwere Geburt überstanden; der junge Brosi sei aus der Unteroffiziersschule heimgekommen. Ein Tedesco habe eine Parzelle an der Collina kaufen wollen; doch die Fraktion habe keine Ursache, von ihrem Boden landsfremden Leuten abzugeben. Signora Nona schaute vom Feuer auf. Sie war eine schöne Frau, doch seit dem Tode ihres Mannes, den sie nach einer Ehe von nur drei Jahren verloren hatte, von herber Art, schweigsam und in sich zurückgezogen. Die Frau wandte sich zu den Spielenden und sprach: «Don Marco, wißt Ihr, daß seit einigen Tagen ein sonderbarer Mann bei Catharina Nardi wohnt? Er habe mehr Bücher als Kleider mitgebracht, schreibe vom Morgen bis in die Nacht hinein. Catharina meint, der Fremde sei ein Poetà und lebe in einem Geheimnis. Er rede mit niemandem außer mit ihr, der Catharina, und mit der Katze. Und die Catharina klagte mir, er habe das Kruzifix überm Bett weggenommen und auf den

Tisch gelegt, neben die Bücher, und dort liege es auf einem Haufen Briefe.»

«Meine Liebe», gab der Pfarrherr zurück, «ich weiß davon. Wenn die Catharina etwas weiß, dann kann man davon hören von San Martino bis Golino. Der Fremde heißt Michael Mani; er ist ein Engadiner, doch nicht von unserem Glauben, aber auch nicht andersgläubig. Ja, Signora Nona, beider Konfession hat er auf dem Meldeschein einen Strich gemacht und darüber geschrieben, Niente!»!

Die Frau bekreuzigte sich und flüsterte: «Madonna mia! Madonna mia!»

Maestro Pometta legte ein Scheit ins Feuer und sprach: «Es gibt viele Ungläubige unter den Fremden. Sehen wir uns vor, damit Mani nicht zu oft mit unsern Kindern schwatzt. Seltsam, – die Catharina hat bei den Büchern eine Bibel entdeckt. Er war vielleicht einmal ein Christ!»

Don Marco faltete die Hände: «Möge sich Gott seiner erbarmen und der heilige Erzengel Michael ihn zurückführen zum Glauben! Seid verschwiegen, Nona, im Vertrauen, Maestro, der Fremde wird heute abend noch ins Pfarrhaus kommen. Ich habe ihn aufgefordert, nein – sagen wir eingeladen. Und die Catharina hat mir berichtet, er habe – denkt euch – gerne zugesagt.»

Zur selben Zeit, da dieses Gespräch geführt wurde, saß Michael Mani in der trostlos ärmlichen Kammer im Hause der Witwe Catharina Nardi und schaute hinauf zur Corona dei Pinci, deren kahles Haupt das letzte, sterbende Leuchten der Sonne trug. Dann neigte er sich über das Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag, und las in der Sprache seiner Heimat:

Sco ch'üna tschierva languescha
davo frais-chas funtanas
uschè languescha mi'orma
Etern, davo tai.

Das heißt auf deutsch: «Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreiet, Herr, meine Seele nach dir!»

Sehet, Michael Mani war kein Heide, kein Ungläubiger! In seiner Einsamkeit floh er zu seinem Gott. Und jetzt, da der Glanz um den Gipfel der Corona erloschen war, legte er die Hände auf den Psalm und sprach vor sich hin: «Wo ist nun mein Gott? Mein Gott, der so ganz anders ist als jener, den die andern haben!»

Das Dorf ging in die Nacht hinein, und die war überreich an Sternen. Die Sichel des wachsenden Mondes war hinterm Monte Camorogno heraufgestiegen, und es fiel von ihrem silbernen Schein ein feiner Schimmer auf den Fremdling und begleitete diesen auf dem kurzen Wege zum Pfarrhaus. Don Marco war ein leutseliger Mann, doch entzog er sich langer Rede. Sein Ziel versuchte er kreuz und quer zu erreichen. Unter dichten, schweren Brauen hervor forschten die dunklen Augen nach dem Wesen der Menschen. So maß er denn auch im Lichte der Lampe den Fremdling, der der Aufforderung, einzutreten, bescheiden nachgekommen war. Es standen sich in der niederen Stube zwei Welten gegenüber.

«Ich bin Don Marco Berta und möchte Sie kennenlernen», so begrüßte der Geistliche den Gast, einen großen, hageren, etwa vierzig Jahre alten Mann mit sonnengebräuntem Gesicht. Dieser nannte mit wohlklingender Stimme seinen Namen: «Michael Mani.»

Don Marco bot dem Gaste eine Stabelle an, und weil er wußte, daß der einheimische Wein die geheime Kraft hat, die Zunge leicht zu lösen, schenkte er zwei Boccalini voll ein. Vorsichtig tastend und bedächtig die Worte wählend, stellte er an Mani Frage um Frage. Er erkundigte sich nach dem Woher und warum sich Signor Mani just Gricegno zum Wohnort erkoren habe. Auch nach Beruf und Vergangenheit forschte Don Marco. Er hatte die Fragen so

gewendet, daß er aus den Antworten auch die Weltauffassung des Fremden zu erfahren hoffte.

Zuerst in stockender, hernach ehrlich offener Rede erzählte Michael Mani: «Ich bin Engadiner. Meine Eltern waren einst ziemlich begütert. Der Vater aber, ein viel zu gut gewesener Mann, verlor durch Bürgschaften alles, was er hatte. Er floh, um der Schande zu entgehen, nach Frankreich. Es sind jetzt über zwanzig Jahre seither, und ich habe nie mehr etwas von ihm gehört. Fragte ich die Mutter nach ihm, gab sie mir keinen Bescheid. Sie sprach seinen Namen nicht mehr aus. Einmal nur noch vernahm ich ihn. Als sie im Sterben lag, sagte sie traurig vor sich hin: ‚Men – Men!‘ Ich war kaum konfirmiert, als sie begraben wurde. Und so stand ich denn allein in der Welt. Niemand kümmerte sich um mich, denn ich war ja der Bub eines Falliten; das Unglück, das meine Eltern erlitten haben, lag eben als Schande auf dem Kind. Unser Pfarrer verschaffte mir Arbeit in einem großen Hotel im Misox. Da war ich der Unterste im Betriebe und wohnte doch am höchsten – oben in einer elenden Schlupfkammer. Tag um Tag schaute ich aus meiner Verlassenheit in den Reichtum der großen Welt hinein. Und es sprach etwas in mir: ‚Michael, du bist ein armer Hund! Michael, wo hinaus geht dein Leben?!‘ Eines Tages lief ich auf und davon, ins Unterland. Ich wurde Erdarbeiter, Handlanger, Plakatankleber. Diesen Posten nahm mir ein Ausländer weg, denn er verlangte einen kleineren Lohn. So schlug ich mich zu jenen Enttäuschten, die dem Vaterlande den Rücken kehren.»

«Und Sie gingen ins Ausland?» forschte Don Marco.

«Ja, dort habe ich mir die Narbe über meiner Stirne geholt. Der Schweizer darf zwar keine Orden annehmen; allein, diesen Orden muß ich tragen. Ich habe ihn in der Fremdenlegion verdient.»

«So sind Sie also Legionär gewesen?» fragte der Pfarrer.



Traulich ist die Wärme,
drum vor allem lerne,
mit ihr nicht zu geizen
und tüchtig einzuheizen!

J. HUBER & CO. AG, ST. GALLEN

Beim Broderbrunnen

Tel. (071) 2 32 23 - 2 32 24 - 2 32 25



P. GSCHWIND
COMESTIBLES
ST. GALLEN



HERMANN OSTERWALDER

BUCHBINDEREI

*Schöne Einbände
für Sortimente und Verlag
Kartonnage*

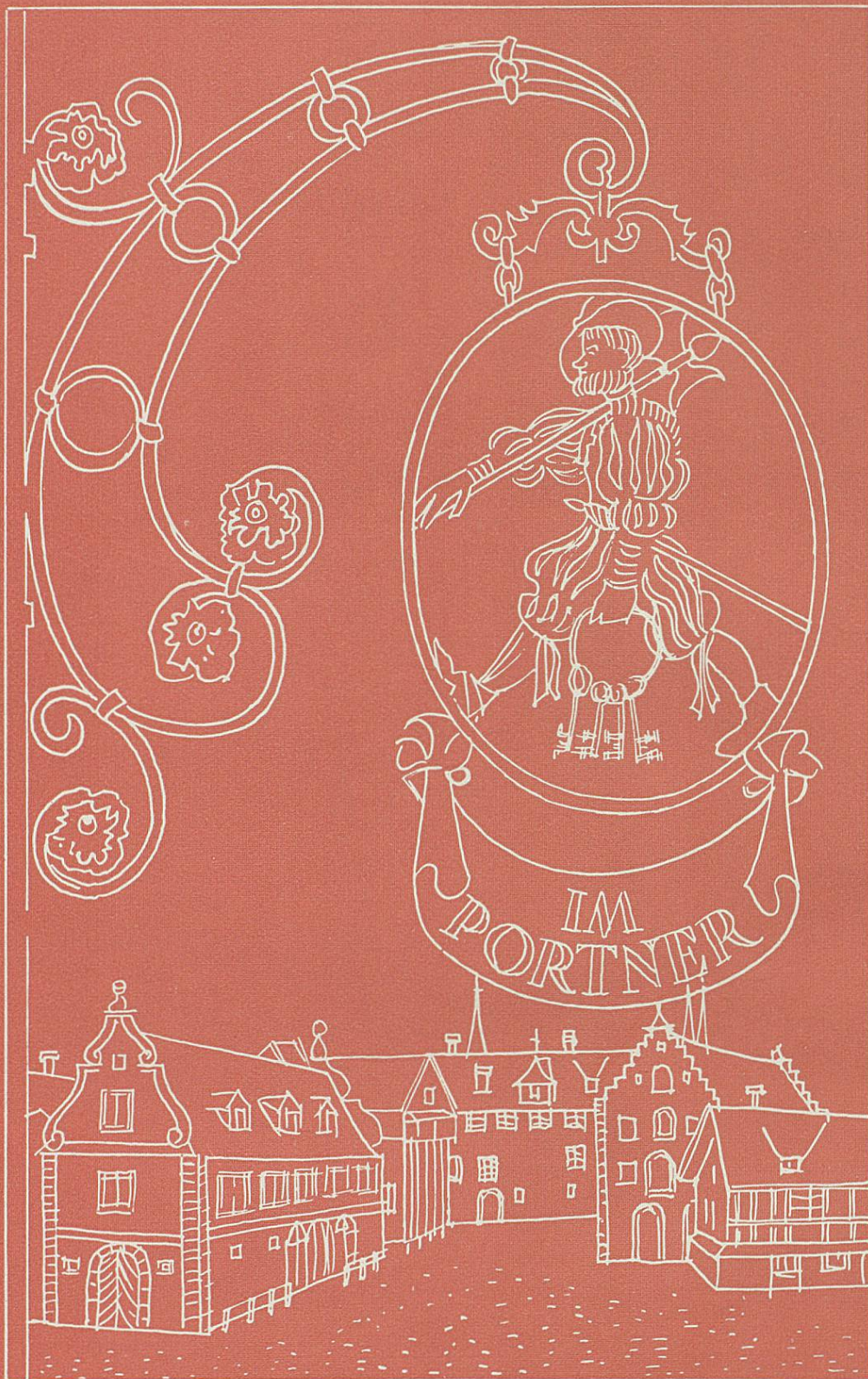
ST. GALLEN
HALDENSTRASSE 2



Frühzeitig Sparen

ERSPARNISANSTALT
DES KAUFMÄNNISCHEN DIRECTORIUMS AG
ST.GALLEN

Gallusstraße 16



HOTEL IM PORTNER

Die gediegene Gaststätte St.Gallens

«In Belfort habe ich mich verpflichtet, und in Algier habe ich gedient. ‚Un brave Suisse‘ nannte mich mein Lieutenant. Man wird schnell Legionär: Hunger, kein Geld, aber Zorn im Herzen, ein Glas zuviel, und man erwacht nüchtern in Afrika. Eines, mein Herr, darf ich ruhig sagen: Ich habe nichts getan, was dunkel auf meiner Ehre liegen könnte. Es war eine sehr harte Schule, durch die ich dann gegangen bin. Aber ich wurde ein guter Soldat und habe treue Kameraden gefunden. Ich wußte bald, daß ein jeder in der Kompagnie ein lausiges Sorgenbündel von sich geworfen hatte. Wir alle waren vaterlandslos. Unsere neue Heimat hieß Afrika.»

«Und haben Sie nie Heimweh gehabt? »

«Heimweh? Nach wem? Nach den Menschen, die ich verlassen hatte? Nein, Don Marco. Aber wenn ich allein war, da dachte ich an unsere Bergbäche, an den Brunnen im Dorfe. Und ich hörte in der Nacht die kleinen Glocken der Ziegen und wie der Hirt den Tierchen zurief in unserer romantschen Sprache. Ich mache Ihnen ein Geständnis, Don Marco: Wenn wir in die Wüste hineinmarschierten, tagelang, wenn wir im Durstfieber dahintrotteten und die Gedanken zum verrückt machenden Durcheinander geworden waren, dann klagte ich dem Sand und dem Himmel meine tiefe Not: die entsetzliche Einsamkeit mitten unter meinesgleichen. Aus der Bibel ist mir ein Spruch geblieben; als Kind habe ich ihn in der Schule gelernt:

Sco ch'üna tshierva languescha
davo frais-chas funtanas
uschè languescha mi'orma
Etern, davo tai.

Und einmal hat mich mein Nebenmann, ein Deutscher, gefragt: ‚Camarade, warum fluchst du? Nimm Halfa und saug daran!‘ Ich fluche nicht, Sebastian; das ist ein Spruch

aus der Bibel; siehst du, wenn man beinahe krepirt vor Durst, wird der Mund fromm: ‚So wie der Hirsch nach frischem Wasser heult, so schreie ich, Gott, zu dir.‘ Und Sebastian darauf: ‚Wasser ist unsere Hoffnung, und unsere Hoffnung ist Wasser. Auch im Schwarzwald hat es Bäche. Mein Alter hat eine Sägerei und viel Wasser dazu.‘»

Don Marco hatte die Hände auf den Tisch gelegt und wiederholte in seiner Sprache den Psalmvers. Er wandte sich an Mani: «So haben Sie also unseren Herrgott in der Legion nicht vergessen? Gibt es dort noch fromme Christen?»

Michael Mani schaute dem Pfarrherrn tief in die Augen und antwortete: «Verlorene Christen, Don Marco! Verlorene Söhne, verstoßene Söhne; doch, in manchen lebt noch irgend etwas vom Guten aus ihrer früheren Zeit; es ist nur verschüttet, und kein Mensch ist da, es wieder auszugraben. So ist es: Ich betete meinen Vers, und mein Kamerad glaubte, ich fluche. Und dann hat er mich auf einmal doch verstanden.»

«Jesus Christus hat das Gleichnis vom verlorenen Schaf gepredigt», sprach Don Marco mit gütiger Stimme. Es kam ein Augenblick des Schweigens und hierauf die Frage: «Waren Sie lange in der Legion?»

«Acht Jahre habe ich gedient, und als Sergeant habe ich quittiert.»

«Sergeant?!» unterbrach Don Marco Manis Erzählung. «Dann haben Sie sich wohl durch irgend etwas ausgezeichnet?»

«Was heißt ausgezeichnet», fuhr Mani fort, «ich habe einfach als Soldat meine Pflicht getan, habe in vielen Treffen meinen Mann gestellt, als Schweizer und auch um meiner Kameraden willen.»

Er hielt einen Augenblick inne und strich mit der Linken über die Stirne. «Sehen Sie, Don Marco, diese Narbe? Bei

El Goa habe ich sie geholt. Wir lagen am Rand der Oase und hatten es mit räuberischen Eingeborenen zu tun. Dort fiel Sebastian, mein treuer Freund. Ich hatte mir vorgenommen, ihn aus seiner Verkommenheit herauszuholen, und er gehorchte mir wie ein Hündlein. Ach, er war ein herrenloser Mensch. Unsere Kompagnie mußte sich zurückziehen; wir hatten kein Wasser mehr. Sie können nicht wissen, Don Marco, wie das ist: teuflische Hitze, Sand und Geröll, der Boden brennt, die Sonne brennt, die Zunge ist trocken wie ausgedörrte Rinde. Alles würde man hergeben um einen Schluck Wasser. Man hört im Fieber Brunnen rieseln, sieht in der Ferne einen See – aber alles ist unbarmherziger Trug. Meine Gruppe mußte den Rückzug decken. Da traf eine Kugel Sebastian in den Hals, hier – unter dem linken Ohr. „Geht zurück, geht, geht!“ befahl ich den andern; so nur konnte ich ihr Leben retten. Auffallenderweise blieben die Rebellen hinter einer Düne stehen, es war, als hätte der Sand sie zugedeckt. Sebastian mußte verbluten. Sein Blut rann in den Sand; eine dunkelrote Schnur, und diese teilte sich in zwei dünne Fäden, weil meine linke Hand, mit der ich den Kopf des Kameraden stützte, im Wege war. Don Marco –, das war – oh, verstehen Sie mich und halten Sie mich nicht für verrückt! – wie ein vom Tod hingelegtes Ornament. Nur wer in der Legion gedient hat, weiß, wie Blut im Sande gerinnt.»

Don Marco stand auf und trat ans Fenster. Im zarten Mondlicht schimmerte ein Schneeband über der Stirne der Corona dei Pinci. Er flüsterte vor sich hin: «Unser Herr und Heiland, Jesus Christus, trug eine Dornenkrone, und es rann ihm das Blut über das Antlitz, fiel auf die Steine von Golgatha, und dann starb er.»

«Ja», fuhr Mani weiter, «auch Sebastian starb. Ich kniete neben ihm, und mein Schatten tat ihm vielleicht noch wohl. Er schaute mich an und sprach: „Michael, ich

habe Durst.' Aber ich hatte weder Wasser noch Wein bei mir. Und dann sagte er mit großer Mühe: ‚Michael, der Bach mit dem Wasser ist ganz nahe; komm – ich höre ihn – du, Michael! – bei Vaters Sägerei.' So war sein Sterben. Als es dunkel geworden war, holte ihn eine Patrouille, und er wurde begraben, wie man einen braven Soldaten begräbt. Und seither bete ich jeden Morgen und Abend den Spruch.»

Don Marco war wieder an den Tisch getreten. Er legte die Hände auf Manis Schultern und sprach: «Es wird der Tag kommen, da Sie an der Quelle stehen werden.»

«Ein weiter, weiter Weg!» gab der Legionär zurück.

«Nicht so weit, wie Sie glauben», versicherte der Pfarrer, «ich gebe Ihnen einen Rat: dort drüben, wo der Wald an der hohen Felswand aufhört, ist eine Quelle; la Fontanella dei Pinci, weil sie vom Schnee der Corona genährt wird. Der Weg zu der Quelle ist so einsam, daß er die Menschen, die ihn gehen, zur Kontemplation führt, zum tiefsten inneren Sinnen und Schauen. Wer von dem Wasser trinkt – so sagt man in Gricegno –, werde vom Segen aus der Dornenkrone Christi mit nach Hause nehmen. Sehen Sie, das ist es ja, zu dem wir alle streben.»

Es war spät in der Nacht, als Michael Mani aus dem Pfarrhause ging. Was ihn drückte, hatte er dem Seelsorger der kleinen Gemeinde anvertrauen dürfen; dieser behielt das Vernommene für sich, und Tag und Nacht bewahrten das Geheimnis um den Fremdling. Nur Don Marco wußte, warum Mani von nun an immer wieder zu der wunder-tätigen Quelle ging. Aber nie wäre dieser ins Dorf zurück-gekehrt, ohne eine Bürde Äste mitzubringen; die Frauen, die am gemeinsamen Brunnen wuschen, lobten ihn: «Er ist ein braver Mensch, schon wieder bringt er der Madre Nardi Holz.»

So wuchs Michael – die Gricegnesen nannten ihn Signor Michael – langsam in die Gemeinschaft der Fraktion hin-

ein; ja er suchte sogar dann und wann in der kleinen Wirtschaft der Signora Nona Don Marco und Maestro Pometta auf, um mit ihnen über tiefere Fragen zu sprechen. Er trug Blumen in seine düstere Kammer und hängte das Kruzifix wieder in die Christus-Ecke. Die Kinder grüßten ihn mit ihrem lieblichen, wohltuenden «Buon giorno, Signor!» und «Buona sera, Signor», und der Hund des Matteo Galli leckte ihm die Hände.

Da geschah es eines Abends, daß Michael nicht nach Hause kam; er kam auch nicht, als es schon dunkel geworden war. «Er ist wohl nach San Antonio gegangen oder nach Ascona», sagte Catharina Nardi zu Signora Nona; «es steht ein schweres Wetter über der Corona, und darum wird er unten bleiben.»

Das Gewitter ging mit Pracht und Macht durch die Nacht, und der Morgen fand ein erquicktes Land. Die schwere Hitze, die am Tage vorher Menschen und Tiere, das Laub der Kastanien und die Blumen am Rain des Kreuzweges müde gemacht hatte, war vorüber, und ein herbsüßer Wind strich durch das Dorf und spielte mit den zarten Zweigen der Birken auf der Collina. Mitten in diesem Tage fanden Holzer, als sie zu der wundertätigen Quelle kamen, Michael Mani. Er war tot. Sie eilten erschrocken, als wäre ihnen der Tod an den Fersen, hinunter nach Gricegno, und ihre Botschaft erschütterte das Dorf. Etliche Männer holten den Toten, und als der kleine Wagen, auf den sie die Leiche gelegt hatten, vor dem Hause der Catharina Nardi stand, kamen die Frauen und Kinder aus den Gäblein und bildeten, flüsternd betend, einen Ring. Don Marco schlug über den Toten das Kreuz und wies an, daß die Sterbeglocke geläutet werde.

Am Abend kam der Doktor aus San Antonio. Er stellte fest, daß Michael Mani am Herzschlage gestorben sei: «Er hat wohl in die Hitze hinein zuviel vom kalten Wasser

getrunken.» Am andern Tage trugen vier Burschen den Fremdling zum kleinen, hochummauerten Friedhof. Die Gricegnesen folgten dem Toten, als wäre dieser einer aus ihrer Fraktion gewesen. Don Marco sprach zu den Männern, Frauen und Kindern und erzählte, wie Michael Mani ein guter Mensch gewesen sei, und sie möchten für seine Seele beten. «Und ihr müßt wissen, daß er mit Sehnsucht jeden Tag Gott angerufen hat. Soll ich euch sagen, wie? Er hat es mir anvertraut.» Der Pfarrer faltete die Hände, und alle um ihn taten dasselbe. In das offene Grab hinein fielen die Psalmworte:

Come la cerva anela al fluente rivo,
così l'anima mia anela a te, o Dio.

Und hernach warf Don Marco die erste Handvoll Erde auf den Sarg: «In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.»

Gricegno ging still durch den schönen Tag, von dessen Art es bisher noch keinen gehabt hatte. Im Tagebuch Michael Manis – Catharina Nardi hatte es unterm Kopfkissen in der leergewordenen Kammer gefunden und Don Marco gebracht – fand dieser die letzte Eintragung, geschrieben drei Tage vor dem Tode:

Herr, ich schrie nach frischem Wasser
wie der Hirsch nach kühler Quelle.
Gott, ich habe dich gefunden!
Meines Elends dunkle Stunden
wandeln sich. Und sieh! Das helle
Licht des Tages nimmt mich auf!

Als wären die Zeilen ein Vermächtnis, übersetzte sie Don Marco am Kamin der Signora Nona dieser und dem Maestro Pometta. An diesem Abend schoben sie das Schachbrett und die Figuren des Spieles beiseite, und sie sprachen bis tief in die Nacht hinein über Leben und Tod.